Zeitschrift: Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie = Revue philosophique et théologique de Fribourg = Rivista filosofica e teologica di Friburgo = Review of philosophy and theology of Fribourg

Band: 59 (2012)

Heft: 1

Artikel: Zur Grammatik des Missverstehens : Versuch einer hermeneutischen Schadensbegrenzung

Autor: Sass, Hartmut von

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-760558

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

HARTMUT VON SASS

Zur Grammatik des Missverstehens. Versuch einer hermeneutischen Schadensbegrenzung

für Stefan Hansen

Bevor es zu Missverständnissen kommt, ist bereits vieles verstanden. Das, was verstanden ist, bleibt meist nicht vor potentiellen Missverständnissen gefeit. Doch nicht alles, was wir verstehen, können wir auch missverstehen; und etwas, das wir missverstehen, ist nicht unbedingt Kandidat dafür, nicht verstanden zu werden. Manches verstehen wir in einer Hinsicht und missverstehen es in einer anderen, was nicht ausschliesst, es in einer wiederum weiteren Hinsicht nicht verstehen zu können. Auch die Übergänge sind vielfältig, lässt sich doch vieles Missverstandene recht leicht dem beabsichtigten Verstehen zuführen, während sich anderes auf tragische Weise der ›Richtig‹-Stellung entzieht. Dass schliesslich Missverständnisse allermeist als das Zu-Vermeidende gelten, stimmt wohl ebenso, wie es berechtigt ist, zuweilen auf die Kraft produktiver Missverständnisse zu vertrauen, denen sich neues Verstehen verdanken mag.

Um etwas Licht in dieses schattige Beziehungsgeflecht von Verstehen, Missverstehen und Nichtverstehen zu bringen, holen wir uns Hilfe von zwei möglichen Zeitgenossen. Nennen wir sie der Einfachheit halber Maria und Joseph. Maria sei evolutionstheoretisch überaus gebildet; das Meisterwerk des ausgebildeten Theologen Charles Darwin hat es ihr schon früh angetan und, gerade weil sich ihr Verständnis der *On the Origin of Species* seinerseits evolutiv entwickelt hat, konnte dies Marias Wertschätzung für den Mann aus Britannien nur noch steigern. Das eigene Leben auf die von ihm beschriebene Weise zu begreifen, würde unter Umständen selbst in einen Selektionsvorteil münden. Joseph hingegen haben wir uns als jemanden vorzustellen, der in einer ganz anderen Text- und damit Lebenswelt gross geworden ist. Dass die alttestamentliche *Genesis* in derart beredter Weise von dem, womit alles begann, zu berichten weiss, hat ihn zeitlebens fasziniert. Der unwahrscheinlich geordnete Ablauf über die ersten sechs Tage hinweg mit jeweils begutachtender Segnung ab Mitternacht flösst ihm Ehrfurcht ein, kann er doch darin einen Gott erkennen, der in Verlässlichkeit, Treue und Umsicht die Dinge zu ordnen in der Lage ist. Im Zweifel würde es ihm auf das ›Dass‹ Gottes Schöpfungstätigkeit ankommen, welches sich im priesterschriftlichen ›Wie‹ nur gebrochen spiegelt.

Soweit zu unseren sporadischen Begleitern, deren Begegnung sich als mögliche Quelle zahlreicher Missverständnisse herausstellen und deren Auftritt über das rein Illustrative hinausgehen wird. Nun gilt es auch hier, die Dinge zu ordnen – und das werde ich in vier Schritten tun. Zunächst wird es darum gehen, einige zentrale Wortfelder des für uns relevanten Begriffsraums voneinander abzugrenzen und darin zu konturieren (I); dann wird das Missverständnis in Parallelisierung zum Verstehen und in Abgrenzung zum Nichtverstehen als eine mehrgliedrige Relation vorgestellt (II), um mit prominenten Kronzeugen für den Primat des Verstehens gegenüber dem dekonstruktivistisch promovierten Missverstehen zu plädieren (III); schliesslich werden wir uns den nicht allein auf Vermeidung reduzierbaren Umgängen mit Missverständnissen widmen (IV). Mit einem vor mancherlei Missverständnissen ungeschützten Lob auf das Missverständnis wird diese begriffliche Landvermessung vorläufig abgeschlossen.

I. Begriffliche Abgrenzungen

Von kommunikativen Phänomenen wie Verstehen, Nichtverstehen und Missverstehen lassen sich *kognitivistische Bilder* zeichnen, die – belässt man es bei ihnen – in der Gefahr stehen, ganz statisch und inadäquat zu wirken. Demnach müssten wir uns auf die Suche nach jeweils notwendigen und zusammen hinreichenden Bedingungen begeben, um verstehen zu können, was Verstehen sei. Dieses stelle sich ein, sobald gewisse Voraussetzungen vorliegen würden:

(a) geglückter Transfer von Lauten (Akustik & Perzeption);
(b) Vertrautheit mit Bedeutung und Struktur von Ausdrücken (Semantik & Syntaktik);
(c) Souveränität in angemessener Sprachverwendung (Pragmatik & Performanz);
(d) Verfügen über Vor- und Hintergrundwissen (Kontextualisierung);
(e) Gewichtung von Relevanz (Reduktion durch Selektion).

Diese fünf Gesichtspunkte decken, so die Überzeugung, vieles in unserer Kommunikation ab. Sie gehen teilweise ineinander über, wenn sie auch nicht, so mein Eindruck, reduzibel wären auf weniger als die genannten Aspekte. Zudem enthält der von (a) bis (e) reichende Bogen eine mediale Komplexitätssteigerung: Der erfolgreiche akustische Transfer setzt offensichtlich überaus rudimentäre Sprachkompetenzen voraus im Vergleich zu dem Gespür dafür, wann es ›an der Zeit‹ ist, etwas auf bestimmte Weise (im Witz oder rhetorisch fragend) vorzubringen. Ob und inwiefern nun auch (d) und (e) ›Steigerungen‹ bezogen auf (c) darstellen, mag fraglich bleiben, nicht jedoch, dass (c) für sich noch keinesfalls (d) und (e) enthalten würde: Pragmatische Souveränität im Sprechen impliziert nicht, über den zum Verstehen eines Sachverhalts nötigen Hintergrund zu

verfügen oder verzichtbare Informationen von unerlässlichen scheiden zu können.

Wird eine Liste von der Art wie (a) bis (e) erst einmal für zufrieden stellend befunden, werden Vertreter[1] eines kognitivistischen Bildes menschlicher Sprache Folgendes festhalten: Liegen die Voraussetzungen (a) bis ... vor, ist das gegenseitige Verstehen gesichert; sind eine oder mehrere Voraussetzungen ›deaktiviert‹, ist es zumindest gefährdet oder gar verunmöglicht. Nicht- oder Missverstehen drohen heraufzuziehen, von denen allein erstes übrig bliebe, wenn gar keine der Bedingungen erfüllt wäre. Dieser Schematismus gleicht eher einer Karikatur als einer ernstzunehmenden Skizze philosophischer Beschreibung. Daher werde ich ihn nicht direkt kritisieren, sondern als zunächst heuristisches Sprachbild verwenden und versuchen, die in ihm behauptete Struktur durch Elemente des Unvorhersehbaren anzureichern und schliesslich zu untergraben und darin abzutragen.[2] Schauen wir uns dies genauer an, indem wir die einschlägigen Wortfelder kurz abschreiten.

(i) *Verstehen*: Damit Maria und Joseph einander verstehen, muss die Akustik ›stimmen‹; Voraussetzung (a) ist dafür eine trivial-notwendige Bedingung. Ebenso trivial erscheint der erklärungsbedürftige Umstand, dass beide einer Sprache mächtig sein müssen mit Fertigkeiten, wie sie in (b) und (c) angedeutet sind. Damit eröffnet sich ein ganzer Horizont geteilter Sprach- und Lebensformen, eine Geschichte, in welchen Situationen des Erlernens von Wörtern, deren verschiedenen Verwendungen und den mit ihnen verwobenen Tätigkeiten ein unentwirrbares Knäuel eingehen. Die semantischen und syntaktischen Elemente stehen dabei für die quasi *technische* Seite unserer Sprachverwendung: dem Beherrschen von Regeln und grammatischen Strukturen (b). Die kompetente Sprecherin einer Sprache zeigt sich darin, diese linguistischen Ordnungen in Souveränität, d.h. nicht fehlerhaft, sondern gezielt brechen zu können. Doch damit bewegen wir uns bereits auf dem *pragmatisch-performativen* Feld, welches sich hinreichend eindeutigen Regeln entziehen kann, zumal der Regelbruch nicht eigens geregelt werden muss (c). Sprache geht eben

[1] Diese ›Vertreter‹ gibt es tatsächlich, genannt sei Theodore Abel (ABEL, Theodore: *The Operation Called Verstehen*, in: FEIGL, Herbert/BRODBECK, May (eds.): *Readings in the Philosophy of Science*. New York: Appleton-Century-Crofts 1953, 678–687, bes. 682f.; als neuere Sicht vgl. die Begriffsarbeit von KÜNNE, Wolfgang: *Verstehen und Sinn. Eine sprachanalytische Betrachtung*, in: AZP (1981) 6/1, 1–16; siehe zu den sechs Stufen, die Künne unterscheidet (ebd., 4–6): SCHOLZ, Oliver: *Verstehen und Rationalität. Untersuchungen zu den Grundlagen von Hermeneutik und Sprachphilosophie*. Frankfurt a.M.: Vittorio Klostermann 1999, 294–307.

[2] D.h. nicht, dass nun ein *non*kognitivistisches Sprachbild skizziert werden soll – ich wüsste gar nicht, was damit gemeint sein könnte. Eher heisst es, dass zum Vorrat an Voraussetzungen der obigen Art nicht einfach etwas addiert werden kann zugunsten der Angemessenheit des Modells, sondern dass in die inhaltliche Füllung der Bedingungen selbst Bewegung kommen muss.

nicht im *mastering of techniques and skills* auf.[3] Diese können wir durchaus beherrschen und dennoch ausser Stande sein, zu sprechen und zu verstehen; denn beides ist etwas, das wir *in Gemeinschaft* tun, wir sind *miteinander* im Gespräch (selbst der Monolog lässt sich als Dialog auffassen); in der *common language* lernen wir, stärken unser Verständnis für uns, den anderen und unsere Umgebung. Zu dieser Umgebung gehört nun die Sprache selbst, sodass sich sowohl das Medium, als auch der mögliche Gegenstand verstehenden Sprechens zusehends dynamisieren – und damit auch die Bedingungen (b) und (c).

Was hat das mit unseren Begleitern zu tun? Nehmen wir an, Maria und Joseph beginnen eine Unterhaltung über das von beiden favorisierte Thema: die Schöpfung. Maria wird schon dieser Begriff suspekt vorkommen und nur wenn ihr Gegenüber dieses Konzept nicht nur versteht, sondern auch in seinen vielfältigen Bezügen zu anderen Begriffen und zum Leben, das er führt, beschreiben kann, könnte Maria allmählich verstehen, worum es sich handelt. Zum Beispiel so, dass Joseph schildert, wie dieser Glaube ›sein ganzes Leben regelt‹[4], in dem es ihn mit Achtung vor *Gottes* Natur durchs Leben gehen lässt und er sich in die Pflicht genommen weiss, sie zu schützen. Vor Marias Augen wird im glücklichsten Fall ein Panorama an Bezügen und Verbindungen entstehen, das sie besser sehen lässt, wie der Begriff ›Schöpfung‹ in Josephs Leben ›liegt‹[5]. Wir sehen an Hand dieser kurzen Szene, dass sich das Verstehen Marias keinesfalls spontan einstellen muss, sondern gerade bei vorliegender Versuchsanordnung sukzessive vollziehen wird, eben nicht auf einen Schlag, sondern dialogisch mit der Zeit (d). *Die Bedingungen des Verstehens gehen dem Verstehen folglich nicht unumwunden voraus, sondern entfalten sich ihrerseits zeitlich-kontingent im Zusammenspiel von Verstandenem, Nicht- oder Missverstandenem und dem Willen dazu, den anderen zu verstehen: Das Verstehen schafft sich seine eigenen Voraussetzungen.* Erst wenn dieser – sagen wir ruhig: dialektische – Vorgang etwas an Fahrt aufgenommen hat, kann Maria ihre selektiven Fertigkeiten unter Beweis stellen, Josephs Worte aufs Relevante hin zu gewichten (e).

(ii) *Nichtverstehen*: ›Kognitivismus‹ verwendete ich bislang als Etikett für eine wirkmächtige Denkweise, jene nämlich, kausal-notwendige Kondi-

3 Dies ist das dominierende, immer wieder angespielte Thema von: RHEES, Rush: *Wittgenstein and the possibility of discourse*. Ed. by Dewi Z. PHILLIPS. Cambridge: Cambridge UP 1998, *passim*, bes. 7, 89, 191, 269 – in Auseinandersetzung mit WITTGENSTEIN, Ludwig: *Philosophische Untersuchungen*, in: *Werkausgabe* Bd. 1. 9. Auflage. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1993, § 199c.

4 Formuliert in Anlehnung an: WITTGENSTEIN, Ludwig: *Vorlesungen über den religiösen Glauben*, in: DERS.: *Vorlesungen und Gespräche über Ästhetik, Psychoanalyse und religiösen Glauben*. Hrsg. von Cyril BARRETT. Düsseldorf: Parerga 1994, 78.

5 Vgl. WITTGENSTEIN, Ludwig: *Zettel*, in: *Werkausgabe* Bd. 8. 6. Auflage. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1994, 259–443, § 533.

tionale vorzulegen, sodass gelten könne: Wenn der Bedingungskomplex *K* vorliegt, muss das Ereignis *E* folgen, in unserem Beispiel: Wenn die Menge der Voraussetzungen (a) bis (e) gegeben ist, dann muss das sprachliche Verstehen gesichert sein. Dagegen lassen sich zwei recht nahe liegende Einwände formulieren. Zum einen zeigt sich hier eine weitere Art von ›Kognitivismus‹, die Prozesse des Verstehens auf Sprache abonniert,[6] während wir auch vielfältige Formen sprachbegleitender Elemente (wie Lautstärke oder Betonung) sowie nichtsprachlicher Kommunikationen (wie Blicke oder Gesten) verstehen können. Zum anderen erweist sich das kognitivistische Bedingungsarsenal von (a) bis (e) bereits für das sprachliche Verstehen als unangemessen, weil damit in dieser verallgemeinerten Form keinesfalls *conditiones sine quibus non* formuliert seien. Kritisiert das erste Bedenken eine ungerechtfertigte Reduktion, die immerhin noch zulässt, dass das skizzierte Bild für den Bereich, der tatsächlich in den Blick genommen wird, durchaus zutrifft, wird mit dem zweiten Bedenken dieses mögliche Zugeständnis verneint; das vorgelegte Bild ist nicht allein *reduktiv*, sondern auch noch in der Einschränkung *defizitär*. Beides bestreite ich gar nicht, werde mich aber zum Zweck der Überschaubarkeit auf sprachliche Phänomene konzentrieren und wenigstens bemühen, der zweiten Kritik Rechnung zu tragen, wenn es jetzt um das Nicht- und Missverstehen geht.

Sofern, nach kognitivistischer Auffassung, Verstehen durch die Erfüllung der Bedingungen (a) bis (e) gesichert sei, bestünde deren Rückseite darin, dass die Nichterfüllung einer oder mehrerer dieser Bedingungen in Nichtverstehen münden würde. Auch dagegen wiederum zwei Einwände. Zum einen setzt diese Überlegung voraus, Verstehen und Nichtverstehen verhielten sich zueinander nicht nur konträr, sondern auch komplementär; entweder man verstehe einen Sachverhalt oder eben nicht – *tertium non datur*. Nur so einfach liegen die Dinge nicht, zumal die Hinsicht, in der etwas verstanden wird, zu berücksichtigen ist, und es selbstverständlich das Missverstehen als Schwebe zwischen Verstehen und Nichtverstehen gibt, die deren angebliche Komplementarität auflöst. Also: Nicht alles, was wir in einer Perspektive verstehen, verstehen wir auch in einer anderen; so kann man die Regeln des Schachs beherrschen und dennoch die Faszination dieses Spiels nur achselzuckend zur Kenntnis nehmen (wogegen für andere die Regeln gerade Grund für ihre Faszination sein mögen); und nicht alles, was wir *nicht nicht* verstehen, verstehen wir – wir könnten es ja missverstehen. Zum anderen: Gehen wir einmal davon aus, dass Verstehen und Nichtverstehen sich tatsächlich zueinander komple-

[6] Hans-Georg GADAMER schränkt das hermeneutische Geschäft noch weiter ein, indem er es auf das Verstehen schriftlicher Aktefakte fokussiert: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. 6. Auflage. Tübingen: Mohr Siebeck 1990, 1f. Zwar werde ich mich bemühen, diese Einschränkung zu vermeiden; wohl aber konzentriere ich mich auf das Verstehen von Sprache.

mentär verhielten, hiesse das immer noch nicht, dass das Nichtvorliegen einer oder mehrerer Bedingungen unter (a) bis (e) Nichtverstehen nach sich zöge, weil sie, wie angedeutet, nicht alle notwendige Bedingungen sprachlichen Verstehens sind. Maria wird unter Umständen Joseph auch dann verstehen, wenn (c), (d) und (e) nicht vorliegen (für [a] trifft das sicher nicht zu; über [b] kann man sich streiten). *Das schliesst keineswegs aus, die vorrangigen Gründe für Nichtverstehen – gerade im Fall von Maria und Joseph – im Bereich von (b) und (d) anzusiedeln.*

(iii) *Missverstehen*: Die Bedingungen (a) bis (e) sind aber auch keine hinreichenden Bedingungen des Verstehens. Wir können uns Fälle vorstellen, in denen von der Lautakustik bis zur Relevanzselektion alles kommunikativ erfolgreich abläuft und dennoch Missverständnisse möglich oder gar unvermeidbar sind: Vielleicht geht der Gesprächspartner plötzlich von *veränderten Annahmen* aus, die das Gesagte nun in neuem Licht erscheinen lassen, ohne dass dieser neue Rahmen eigens thematisiert geworden wäre; vielleicht *will* man den anderen missverstehen, um die Wut auf ihn rückläufig rechtfertigen zu können; vielleicht *möchte* man missverstanden werden, um in dieser ›indirekten Mitteilung‹ dem Gegenüber etwas zukommen zu lassen, das umweglos nicht zu sagen wäre.[7] Deutlicher wird nun das Unausgesprochen-Verdeckte, das den statischen (a)-(e)-Schematismus untergräbt und *das Verstehen, Nichtverstehen und Missverstehen in ein Netz von kognitiven, emotionalen, pathischen Lebensbezügen und Stimmungsbildern einwebt – jenseits rein technisch-regelgeleiteter Sprachverwendung.*

Zu eilig sollten wir uns nun aber auch nicht von generellen Aussagen über die Struktur des Missverstehens verabschieden. Wir schauen uns nun drei mögliche Szenarien des Dialogs zwischen Maria und Joseph an:

(1) Erinnern wir uns nochmals an die kleine Skizze zu Josephs Glauben an Gottes Schöpfung. Diese Gewissheit würde sein Leben derart ›regeln‹, dass sie sich in seinem Handeln niederschlüge. Gottes Natur betrachtet Joseph mit Dankbarkeit und einer Haltung, welche die Verpflichtung, diese Natur zu schützen, verrät. Maria wird erfahren wollen, wie er seinen religiösen Glauben mit modernen evolutionstheoretischen Ergebnissen vereinbaren könne. Joseph antwortet, dass beides durchaus kompatibel sei, dass er in dem sechstägigen Schöpfungshandeln Gottes keine Theorie, keine pseudowissenschaftliche Hypothese sehe, sondern dass Darwin biologisch-naturwissenschaftliche Fragen thematisiere, die *Genesis*, wie er sie liest, jedoch existentielle Probleme der Lebensgestaltung und –orientierung verhandle. Maria wird möglicherweise aufgehen, dass Josephs Glau-

7 Zu dieser Strategie siehe das pseudonyme Werk Sören Kierkegaards, indem sich philosophische, theologische und biographische Erwägungen vermischen: KIERKEGAARD, Sören: *Philosophische Brocken oder ein Bröckchen Philosophie*. Übers. von Emanuel HIRSCH. Düsseldorf: Diederichs 1952, 21–32.

ben an Gottes ›gute Schöpfung‹ einen ganz anderen Ort einnimmt, als sie es zunächst annahm: Sie meinte zu Beginn des Gesprächs, Joseph zu verstehen und zugleich seinen Glauben als Konfusion abtun zu können, während ihr nun zwar nicht recht klar sein mag, was Joseph konkret glaubt und warum er es tut, sehr deutlich aber vor Augen steht, dass ihre anfängliche Vermutung auf Missverständnissen beruhte.[8]

(2) Maria wird nicht immer verständnisvoll reagieren. Sie kann ungehalten werden und Joseph wegen seiner zaghaften und undeutlich-ausweichenden Erläuterungen härter angehen, um vielleicht irgendwann laut zu werden: »Es gibt keinen Gott – woran Du glaubst, sind nur Restbestände einer Hypothese, die wir nicht mehr brauchen!«[9] Joseph, gänzlich ungeübt in derlei prekären Konversationen, zieht es vor zu schweigen und hält Maria im Stillen für eine unverbesserliche Positivistin. Sie aber kann mit dem salbungsvoll-pastoralen Joseph schlicht nichts anfangen und will ihn daher gar nicht mehr verstehen, sondern ihr Unbehagen vor sich und ihrem verunsicherten Gegenüber dadurch ins Recht setzen, dass dieser nicht in der Lage sei, sich verständlich zu machen.

(3) Joseph weiss sich nicht mehr zu helfen, die Lage droht aus den Fugen zu geraten. Da ergreift er das letzte, ihm verfügbare Mittel: Natürlich sei die Welt in sechs Tagen geschaffen; es stehe doch im Alten Testament, sei von so vielen Menschen geglaubt worden; auf diese Tradition vertraue er; Darwin und seine Nachfolger hätten keinerlei Autorität, gegen diesen ehrwürdigen Bericht zu rebellieren, der soviel erkläre und verständlich darlegen könne. Maria wird als Allerletzte mit dieser entblössend offenen Auskunft gerechnet haben: »Also doch, ein unverbesserlicher Biblizist – wie kann man das in unseren Tagen noch glauben, wie?« Eine Weile vergeht, deren steigende Spannung Joseph endlich auflöst: »Hättest Du wirklich gedacht, ich könnte in einem wörtlichen Sinn daran glauben und brächte die *Genesis* gegen Darwins Hypothesengebäude in Stellung, nur um ein neues zu errichten«? Maria hat offenbar missverstanden: Sie hielt Josephs Worte für authentisch – und nun? Die aufgelöste Täuschung ermöglichte neues Verstehen; das Missverständnis war ein beabsichtigtes.

Warum diese drei ausbaubedürftigen Szenen? Auffällig ist erstens, wie weit wir uns von kognitivistischen Schematismen entfernt und statt dessen, zweitens, Einzelfälle beleuchtet haben, um nachzuvollziehen, wie sich missverständliche Situationen ergeben, ausprägen und lösen können; drittens, dass im Missverstandenen durchaus etwas verstanden wird (es wird eben *miss*-verstanden im Gegensatz zum Nichtverstehen); dass sich, vier-

8 Das Beispiel ist von Peter WINCHs Aufsatz *Darwin, Genesis und Widersprüchlichkeit* inspiriert (dort ohne das hiesige personale Inventar), in: DERS.: *Versuchen zu verstehen.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1992, 183–192.

9 Die unbrauchbar-überflüssige Hypothese entspricht Laplace' berühmten Votum gegenüber Napoleon; vgl. dazu KRÖTKE, Wolf: *Erschaffen und erforscht.* Berlin: Wichern 2002, 9–17, 22.

tens, dafür Gründe angeben lassen, warum man das sich als Missverständnis Herausstellende angenommen hat, während man, fünftens, zunächst (und wiederum im Gegensatz zum Nichtverstehen) nicht wusste, dass man missversteht.

Daher möchte ich den Vorschlag machen, *Missverständnisse als Vertauschungsprozesse zu begreifen, die man zunächst nicht durchschaut, für die man aber Gründe ex post angeben kann* – als semantische Vertauschung (siehe [1] im Begriff der Schöpfung), als Vertauschung des Sprechaktes (siehe [2] zwischen angeblicher Aussage und expressivem Akt) oder als Vertauschung des kommunikativen Rahmens (siehe [3] zwischen unterschiedlichen Intentionen). Dieser deskriptive Vorschlag muss sich im Gang der folgenden Überlegungen bewähren.

II. Missverstehen als mehrgliedrige Relation

Es folgen nun drei kleine ›Landschaftsskizzen‹ zum Phänomen des Missverstehens. Die erste setzt die Struktur des (Miss)Verstehens von der des Nichtverstehens ab (i), dann werden Beobachtungen zur Korrektur von Missverständnissen angestellt (ii), um schliesslich die Suche nach etwas, das vor Missverständnissen gefeit wäre, selbst dort aufzugeben, wo wir es besonders ungern tun: bei uns selbst (iii).

(i) Prozesse des Verstehens sind stets mehrgliedrig:
Jemand (a) versteht etwas (x) als etwas ($x^{\#}$) im einem Kontext (K) zum Zeitpunkt t.

Die Wendung ›x als $x^{\#}$ zu verstehen‹ ist keineswegs unproblematisch. Zunächst ist Verstehen immer auf *etwas* (x) gerichtet (*Intentionalität*). Sodann kann dieses x auf unterschiedliche Weise verstanden werden (*Perspektivität*). Als Maria in der dritten der obigen Szenen mit Josephs aufgebrachten Worten konfrontiert ist, versteht sie diese zunächst *als* fundamentalistisch-biblizistisches Plädoyer ($x_1^{\#}$). Später löst Joseph diese Volte auf und Maria versteht sie nun *als* beabsichtigtes Missverständnis, das einem solchen Plädoyer gerade zuwiderläuft ($x_2^{\#}$). Dieser Umschwung verdankt sich offenbar einem Kontextwechsel, in dem dieselben Sätze (x) Verschiedenes bedeuten und durch den Umweg indirekter Mitteilung eine Vehemenz an sich haben, die ihnen ohne den frappanten Wechsel des Zusammenhangs kaum zukäme.

Zuweilen jedoch ist die Semantik von Ausdrücken derart an eine Pragmatik (an einen bestimmten Kontext *K*) gebunden, dass es uns schwer fallen wird, das hermeneutische Als[10] aufrecht zu erhalten. An den Rändern der Perspektivität stehen existentielle und/oder kognitive Unmög-

[10] Zum hermeneutischen Als: Heidegger, Martin: *Sein und Zeit*. 18. Auflage. Tübingen: Niemeyer 2001, § 32: *Verstehen und Auslegen*; dazu Graeser, Andreas: *Das hermeneutische ›als‹. Heidegger über Verstehen und Auslegung*, in: ZphF 47 (1993) 559–572.

lichkeiten bzw. Notwendigkeiten, die tief in eine Lebenspraxis eingebettet sind. Ruft jemand nach Hilfe, sehen wir diesen nicht *als* jemanden an, der Hilfe benötigt, unter anderen Gesichtspunkten jedoch etwas anderes, sondern dieser Mensch ist jemand, der einfach um unsere Hilfe fleht. In diesem Fall müssen wir das ›Als‹ kürzen. Es ist die für uns in diesem Moment notwendige Perspektive – und damit gar keine; x und $x^{\#}$ schmelzen gleichsam zusammen, und x ist mit einem Kontext K so verknüpft, dass sich das ›#‹ erübrigt.

Jedoch ist dies zumeist nicht der Fall, sodass wir tatsächlich x als $x^{\#}$ verstehen in Abhängigkeit eines Kontextes *K*, der uns zwischen $x_1^{\#}$, $x_2^{\#}$, ..., $x_n^{\#}$ zu unterscheiden hilft. Mit Blick auf das Missverständnis muss diese Formel nicht abgewandelt werden:

Jemand (a) missversteht etwas (x) als etwas ($x^{\#}$) im Kontext K zum Zeitpunkt t.

Die behauptete Vertauschung kann, wie zu sehen war, bei $x^{\#}$ oder in *K* liegen. Analog zur Überlegung des mit einem bestimmten Kontext einhergehenden Verständnisses kann man sich Fälle ausmalen, in denen an die Stelle des Verständnisses Missverständnisse treten. Wir sprechen dann von unausweichlichen Missverständnissen; Maria musste Joseph in der geschilderten Szene missverstehen.

Worauf es mir in diesem Zusammenhang jedoch ankommt, ist der Unterschied der auf Verstehen und Missverstehen anwendbaren Formel im Gegensatz zum Nichtverstehen; denn offensichtlich ist folgender Transfer seltsam:

Jemand (a) versteht etwas (x) als etwas ($x^{\#}$) im Kontext (K) zum Zeitpunkt t nicht.

Das ist ein grammatisch vollkommen akzeptabler Satz, nur drückt er nicht aus, was wir mit Nichtverstehen gemeint haben, nämlich: a versteht x nicht! Die Formel müsste entsprechend angepasst werden und lautet dann:

Jemand (a) versteht etwas (x) im einem Kontext (K) zum Zeitpunkt t nicht.

Zwischen (Miss)Verstehen und Nichtverstehen, so lässt sich vorerst festhalten, zeichnet sich folglich eine interessante Asymmetrie ab: Während in den beiden ersten Fällen das hermeneutische Als zuallermeist kontextabhängig vorliegt, kann es nicht zur Struktur des Nichtverstehens gehören; wir verstehen etwas nicht als etwas nicht, sondern wir verstehen es nicht. *Dem Nichtverstehen kommt kein hermeneutisches Als zu.*

(ii) Jeder, der denkt und versteht, kann missverstehen. Interessanter ist, was man alles missverstehen kann – und was sich unter Umständen möglichem Missverstehen entzieht. Von ganz verschiedenen Dingen sagen wir, wir verstünden sie: Sätze, Witze, Wortspiele, Notationssysteme (musikalische Noten, Computerprogramme), Regeln, Spiele, Riten, religiöse Handlungen (Sakramente), Kunst (Bilder, Musik, Gedichte), ›die‹ Geschichte,

eine fremde Kultur, Gesten, Gefühle, die Seele (des anderen), sich selbst. All dies können wir prinzipiell auch missverstehen – nur was heisst das? Bei den ersten Exemplaren dieser Aufzählung scheint dies einfacher beantwortbar zu sein. Wie sieht es jedoch mit Bildern, Musik und der fremden oder eigenen Seele aus – was (miss)verstehen wir da?

Mit dieser Frage stechen wir in ein Wespennest – wer nicht gestochen wird, kann von Glück reden, das wir wohl nicht haben werden. Natürlich bietet sich an, im therapeutischen Gestus die Frage zurückzuweisen, da sie zu generell gestellt sei; denn worauf richtet sich unser Interesse, sofern wir nach dem Ausschau halten, was »da« (miss)verstanden wird? Nehmen wir also die Marschroute ernst, für die ich mich weiter oben bereits eingesetzt hatte: nämlich nicht allzu rasch den Blick mittels theoriegeladener Hypothesen zu verstellen, sondern Acht zu geben auf den Einzelfall. Dazu schlage ich vor, uns zunächst nicht darauf zu konzentrieren, was wir »da« womöglich missverstehen, sondern hinzuschauen, wie wir einem Missverständnis gewahr werden, es einräumen und vielleicht zu korrigieren versuchen.

Nehmen wir an, Joseph machte einen Witz auf Marias Kosten. Sie sitzen mit Freunden fröhlich und ausgelassen zusammen und die Stimmung scheint dazu angetan, diesen Witz zuzulassen – sagen wir: einen Satz, den man in anderem Zusammenhang tatsächlich als Beleidigung aufgefasst hätte. Genauso aber versteht Maria den ›Witz‹; sie fühlt sich getroffen und verletzt.[11] Wieder nüchtern und ernüchtert sprechen beide miteinander: »So habe ich es doch nicht gemeint.« – »Ja, aber wie hast Du es denn gemeint? Warum sagst Du so etwas, und das auch noch vor der ganzen Gruppe?« Alles, was nun als Antwortversuch folgen wird, ist sehr viel eher als emotionaler Akt, viel weniger als konsistent-nachvollziehbare Erklärung relevant. Ein ehrliches Bedauern muss sich darin aussprechen, dem die um Verständnis werbenden Worte zumindest nicht in die Quere kommen sollten. Die beste Formulierung ohne sichtbare Beteiligung wird unehrlich wirken und den anderen kaum berühren. In bestimmter Hinsicht handelt es sich um eine *unausgesprochene Umkehrung* der Mittel: Sprachlich versucht Joseph, zur Klärung beizutragen – um die rechten Worte bemüht und dabei meist feststellend, dass es auf die Wortwahl weit weniger ankommt, als auf Authentizität gegenüber Maria. Es wäre selbst noch ein Missverständnis, wollte man behaupten, dass semantisch im Kern alles ›geklärt‹ sein könne, nur das emotionale Element etwas ›hinterherhinke‹. Vielmehr *ist dieser kognitivistische Kern eine Chimäre; die Worte bedeuten nichts, ohne von einem Ton, einer Geste und Stimmung begleitet zu sein, die dem anderen zeigen können, wie man es ›meint‹.*

[11] Zum Witz als philosophischem Problem: CRITCHLEY, Simon: *On Humour. Thinking in Action.* London: Routledge 2008, 2–6.

Allermeist ist der kommunikative Konsens hingegen so stabil, dass Missverständnisse nicht auftreten oder vernachlässigt werden können. Kommt es dennoch zu ihnen, gibt es – so verdeutlicht der verunglückte Witz recht gut – keine feststehende Instanz, durch die entschieden werden könnte, ob es tatsächlich ein (berechtigtes) Missverständnis war oder nicht bzw. wie es aufzulösen wäre. Der Raum gegenseitigen Einverständnisses muss erst gefüllt werden – ohne eigenes Bemühen um ihn bleibt er ein Vakuum. Die Rückseite dieser kommunikativen Instabilität – die ›Instanzlosigkeit‹ zur Aufhellung derartiger hermeneutischer Unfälle – hat etwas Tragisches an sich. Tragik meint die gleichzeitige Berechtigung zweier, sich gegenseitig ausschliessender Standpunkte. Eben dies ist offenbar zwischen dem reumütigen Witzemacher Joseph und Maria als seinem beleidigten Opfer der Fall. Der Streit zwischen Recht und Unrecht kommt hier gar nicht auf – jedenfalls solange nicht, wie die eigene Auffassung beweglich bleibt, um Einsicht in das Empfinden des anderen erlangen zu können. Nicht ein Fehler wurde begangen, der schlichter Korrektur bedürfte, sondern es mangelte an kommunikativer Sensibilität, die die gerissene Wunde nicht einfach zunäht, sondern heilen lässt. Wie man diese Szene jedoch empfunden hat, ist keine Frage von Richtig *oder* Falsch; es ist ja das Tragische, dass *beide* Recht haben können. Nur allzu ausgeprägte Sturheit in diesen Lebenslagen könnte einen ins Unrecht setzen.

Diese Szene als Missverständnis ansehen zu können, setzt bereits eine ganze Menge voraus. *Wer zum Zeitpunkt t missversteht, weiss ja – im Gegensatz zum Nichtverstehen – nicht, dass er missversteht.* Das eigene Empfinden, die ›private‹ Gefühlslage scheint man, nicht misszuverstehen. Man muss dazu gebracht werden, diese zur Disposition zu stellen – nun nicht so, dass man ›falsch‹ empfunden hätte (was offenbar grammatisch absurd ist), sondern so, dass die Anerkennung dessen, dass die eigene Auffassung keinesfalls alternativlos ist, möglich wird. Die zunächst hermetisch gehaltene Bewertung und Einordnung des Missverständnisses bekommt heilsame Brüche, deren *Bedingung* nicht ist, den Witz als Missverständnis ansehen zu können; vielmehr besteht darin bestenfalls das *Ergebnis*: *Einen Satz, ein Bild oder eine Geste auf bestimmte Weise verstanden zu haben, und darin ein Missverständnis zu sehen, ist ein rekursives Eingeständnis, eine mögliche Wahrnahme ex post.*[12]

Aufschlussreich ist der Unterschied zwischen Missverständnis und Fehler (oder Irrtum). Bei letzterem fügt der Vorgang der Korrektur dem Verstehen nichts hinzu; das fehlerfreie Verstehen und das berichtigte, nun dem Irrtum entledigte Verstehen, sind identisch. Der Fehler stellt lediglich einen bedauerlichen Umweg dar, wobei sich die Art des Verstehens autark

[12] Vgl. STOELLGER, Philipp: *Missverständnisse und die Grenzen des Verstehens. Zum Verstehen diesseits und jenseits der Grenzen historischer Vernunft*, in: ZThK 106 (2009) 223–263, hier 259.

gegenüber dem spezifischen Weg verhält, der diesem notwendig vorausgeht. Auch beim Missverständnis handelt es sich zumeist (natürlich nicht immer) um etwas Unbeabsichtigtes, aber im Gegensatz zum Irrtum tangiert hier nun die Korrektur das vom Missverstehen befreite Verstehen sehr wohl: *Mit der mühsamen Ausräumung eines Missverständnisses entsteht eine gemeinsame Geschichte der Klärung, zu deren unabsehbaren Resultaten das Verständnis als das aufgehobene Missverständnis gehört.* Während beim Fehler die Berichtigung *extern* mit dem Verständnis eines Sachverhaltes verbunden ist, scheint mir beim Missverständnis die Klärung *intern* mit der Anerkennung des Gegenübers durch Distanz und neu gewonnene Nähe hindurch verknüpft zu sein.

(iii) Diese Klärungen erfordern Zeit; Missverständnisse werden wir selten auf einen Schlag los, sondern nicht-linear, in Umwegen. Das temporale Element spielt auch in einer zweiten Hinsicht eine Rolle: Wir können nicht alles zugleich missverstehen. Das Missverstehen setzt schon voraus, dass wir etwas verstehen; denn um etwas als etwas misszuverstehen, muss dasjenige, als das wir es missverstehen, irgendwie verstanden sein ($x^{\#}$). Dieses Verhältnis von Verstehen und Missverstehen lässt sich analogisieren mit der lebensweltlichen Unmöglichkeit, zugleich an allem zu zweifeln im selbstverordneten Verzicht auf jegliche Gewissheit (dazu Abschnitt III).

Auch Maria versteht eine ganze Menge, wenn sie Joseph an einem bestimmten Punkt, etwa mit Blick auf den Begriff der Schöpfung missversteht. Sie muss es tun, weil sie anderenfalls nicht missverstehen würde, sondern gar nichts verstünde. Das bedeutet nicht, dass es einen Gegenstand x oder einen Kontext *K* gäbe, der vor Missverständnissen *per se* schützen würde oder selbst davor gefeit wäre. Damit ist zwar ein totalsimultanes Missverstehen ausgeschlossen, aber alles bleibt prinzipieller Kandidat für drohende Missverständnisse.[13]

Der letzte Aspekt wird gern bestritten. Es gebe durchaus etwas, das man nicht missverstehen könnte: *sich selbst*. Die möglichen Unzugänglichkeiten im Verstehen des anderen bestünden im eigenen Fall nicht; durch Introspektion könnten wir eine Art von Selbsttransparenz erreichen, die uns in Bezug auf unser Gegenüber verschlossen bleiben müsse. Der zweifellos bestehende privilegierte Zugang zu uns selbst würde durch das

[13] Damit erhält die Frage nach dem, was man schon versteht, wenn man miss-versteht, eine Doppeldeutigkeit: Zum einen geht es um das, was man im Missverstehen (miss)versteht (x#) – auch das ist gewissermassen Verstandenes; zum anderen geht es um das, was als Wissensnetz x und x# umgibt. Wenn man etwa einen Witz versteht, versteht man ihn einerseits als etwas, andererseits setzt dessen Verstehen viele weitere Dinge voraus – ähnlich der Metapher, bei der man verstehen muss, wie die Worte gewöhnlich verwendet werden, und zugleich verstehen muss, dass sie im vorliegenden Kontext K nicht gewöhnlich gebraucht werden; siehe dazu CAVELL, Stanley: *Aesthetic Problems of Modern Philosophy, in:* DERS.: *Must we mean what we say? A Book of Essays*. 9. ed. Cambridge, MA: Harvard UP 2000, 73–96, bes. 79.

›innere Auge‹ der ersten Person gesichert – und diese freie Sicht auf den verzweigten Gemütshaushalt im Innern erhielten wir eben allein bei uns, nicht bei anderen, so vertraut sie uns auch sein mögen.

An dieser Auffassung ist bekanntlich einiges auszusetzen. Erstens stimmt die generalisierte Aussage, wonach uns der andere in bestimmten Bereichen – traditionell ›Seele‹ genannt – verschlossen bleiben müsste, nicht. Dagegen macht wiederum Wittgenstein ganz zurecht darauf aufmerksam, dass wir in vielen Situationen mit Gewissheit (nicht: im sicheren Wissen!) erkennen, wie es um unseren Mitmenschen steht: ›Der menschliche Körper ist das beste Bild der menschlichen Seele‹, wodurch die vorausgesetzte Trennung zwischen Distanz zum anderen und Nähe zu sich selbst in Bewegung gerät. Zweitens ist für die These der Durchsichtigkeit des Selbst bereits die begrenzte Übersicht auf die eigene Biographie und die sie begleitende Perspektivität problematisch. ›Ich selbst‹ bin nicht allein die verwirklichte Möglichkeit meines Lebensvollzugs, sondern dieser wird begleitet von weiter bestehenden und sich neu auftuenden Optionen, die in ihrer Unübersichtlichkeit *mich selbst mir selbst* unzugänglich werden lassen. Sofern das Verständnis der anderen mir gegenüber mein eigenes Selbstverständnis berührt, verliert der Zugang zum Selbst weiter an Durchlässigkeit, die zudem dadurch gemindert wird, dass sich mir mein Lebensweg insbesondere am Anfang und Ende ebenfalls entzieht.[14]

Drittens und am Wichtigsten bleibt das anticartesianische Bedenken gegen die Redeweise von ›Introspektion‹ und ›innerem Auge‹. Was gäbe es da zu beobachten?; ein Schauspiel, das unmissverständlich nur für mich aufgeführt würde?; eine Privatvorstellung, auf deren Untrüglichkeit ich mich verlassen könnte? Metaphern führen bekanntlich ihr Eigenleben und manchmal *ver*-führen sie auf Abwege; denn das angebliche Schauspiel muss keinesfalls privat sein, sondern ist zu unserem Leidwesen häufig recht öffentlich (etwa wenn man die Beherrschung aus Ärger verliert). Auch handelt es sich hier nicht um eine ungefiltert-platonische Ideenschau, sondern auch das Bewusstsein operiert mit den sprachlich-symbolischen Mitteln, in deren Gebrauch wir durch eine verzweigte Geschichte des Lernens und Hineinwachsens Souveränität gewinnen.[15] Schliesslich – analog zu einer Art Simultankino – mögen verschiedene Filme gleichzeitig ›gezeigt‹ werden, von denen schwer zu sagen ist, welcher Streifen nun den anderen zugunsten eines wahrhaftigen Selbstverständnisses vorzuziehen wäre. Offensichtlich machen wir immer wieder die Erfahrung, nicht zu wissen, welcher Film zu uns passt, welcher

[14] Dazu DALFERTH, Ingolf U.: *Beyond Understanding? Transcending Our Limits and the Limits of Our Transcending*, in: GRØN, Arne u.a. (eds.): *Subjectivity and Transcendence*. Tübingen: Mohr Siebeck 2007, 37–54, hier 45–47.

[15] Siehe dazu DAVIDSON, Donald: *Radical Interpretation*, in: DERS.: *Inquiries into Truth and Interpretation*. Oxford: Oxford UP 1984, 125–139; DERS.: *Reality without Reference*, in: ebd. 215–225.

Geschichte wir folgen wollen, in welcher wir uns wiederfinden können. Handlungen, Wünsche, Motive und Einflüsse mögen nicht immer klar zu Tage treten und die Metaphern der Innerlichkeit – ›Hineinhorchen‹, ›Introspektion‹, ›inneres Auge‹ – führen uns nur zu einer Polyphonie der Stimmen. Auch hier eröffnet sich ein Arsenal von Einfallsmöglichkeiten unerwarteter Missverständnisse, die deshalb besonders prekär zu sein scheinen, weil sie uns zeigen, auf welch unterschiedliche Weisen wir nicht »Herr im eigenen Haus« sind.

Dies alles ist längst ins philosophische Allgemeingut übergegangen. Und gerade darum ist es nicht leicht, den Unterschied zwischen dem auf anderes gerichteten Missverstehen und demjenigen, wo Subjekt und Objekt (scheinbar?) identisch sind, aufzuhellen.[16] Denn auch hier begegnen wir dem erwähnten Mechanismus der uns zunächst selbst verborgenen Vertauschung (etwa eines vordergründigen und eines dann wirklich empfundenen Wunsches). Wir hielten zudem fest, dass Missverständnisse zur Zeit ihres Auftretens dem Missverstehenden nicht gegenwärtig sind. Konsequenterweise muss der Anstoss *extra nos* kommen, sodass *therapeutische Sitzungen und religiöse Seelsorge (samt all ihrer Derivate) als Einweisungen ins Missverstehen und darin als Stiftungen einer Klärungsgeschichte interpretiert werden könnten.*

Dieser Modus der Klärung gibt einen Hinweis darauf, wo die mögliche Differenz liegen könnte. Wird das (Selbst)Verstehen in den Rang des Existenzials erhoben (womit dem Missverstehen bereits der Status des Privativen zukommt), hat dies Auswirkungen auf den Charakter der Einsicht, sich selbst missverstanden zu haben; denn es wird sich im Gegensatz zu den meisten herkömmlichen Missverständnissen nicht um eine häufig kaum beachtenswerte, gegebenenfalls sogar pragmatisch zu vernachlässigende Justierung handeln, sondern weit tiefer in unser Leben einwirken. Sich selbst auf bestimmte Weise zu verstehen, kann eben nicht abgekoppelt werden von dem Leben, das wir (mit anderen) führen; eben dies ist die regulative Funktion des Selbstverständnisses, das zugleich in sichtbaren Handlungsweisen praktisch wird. Wird nun all dies als ein Missverständnis empfunden, reagieren wir darauf in ganz anderer Weise als auf sonstige Missverständnisse: Enttäuschung, Fremdheit und Distanz uns selbst gegenüber, Reue und tiefes Bedauern, vielleicht sogar Erleichterung werden Ausdruck dieses neuen Selbstbildes, das zugleich notwendig als eine kritische Sicht auf das alte Leben fungiert. Die blosse Korrektur mag in einen Bruch mit dem Alten übergehen, weil wir ein sich selbst missverstehendes Leben nicht ohne innere Wandlung fortführen können.

[16] Die Situation verschärft sich, wenn man mit Heidegger (und der ihm folgenden Tradition) Verstehen als Existenzial auf ein sich entwerfendes Selbstverstehen »im Sinne eines selbstverstehenden Seins« hin zuspitzt (so FIGAL, Günter: *Gegenständlichkeit. Das Hermeneutische und die Philosophie.* Tübingen: Mohr Siebeck 2006, 107; siehe HEIDEGGER: *Sein und Zeit*, §§ 31f., bes. 145f., 150).

Damit liegt der Unterschied zwischen einem gewöhnlichen Missverstehen und einem solchen, dessen Gegenstand wir selbst sind, nicht in einem *epistemisch-theoretischen Problem* (d.h. nicht in einer gesonderten, vom sonstigen Missverstehen divergierenden Struktur), sondern in einem *praktisch-existentiellen Umstand* (d.h. in der Gravität der sich für uns ergebenden Konsequenzen): Sich selbst misszuverstehen, führt demnach in eine Krisis, weil man sich selbst zum Problem geworden ist – in der anfechtbaren Hoffnung, für sich selbst, durch andere, ein ›eigentliches Verstehen‹ (zurück) zu gewinnen. – Soweit zu den drei ›Landschaftsskizzen‹, deren erste das Missverstehen als mehrgliedrige Struktur auswies (*Jemand [a] missversteht etwas [x] als etwas [$x^{\#}$] im Kontext [K] zum Zeitpunkt t*), deren zweite die korrigierende Bewegung vom missverstandenen x als $x_1^{\#}$ zum verstandenen x als $x_2^{\#}$ mitvollzog und deren dritte verdeutlichte, dass manchmal gilt: $a = x\ (x^{\#})$.

III. Vom Primat des Verstehens

Der umrissenen Möglichkeit allgegenwärtigen Missverstehens haftet jedoch zugleich etwas philosophisch Verführerisches an; denn es ist leicht, von den post- und anti-positivistischen Einsichten in die ›Kontingenz unserer Sprache‹[17] über die deskriptive Wertschätzung des Missverstehens zu einer »Negativen Hermeneutik«[18] überzugehen, die das Missverstehen als *Potenzial* zu einer angeblichen *Notwendigkeit* zementiert. Doch die zweiwertige Option zwischen der Nivellierung des Missverstehens und dessen Erhebung in den Rang des Unumgänglichen ist unglücklich, während sich die mit Schleiermacher einsetzende klassische Hermeneutik stets im Zwischenbereich dieser Extreme bewegt hat.[19] Zwischen diesen

[17] Vgl. das Eingangskapitel von Richard Rortys *Contingency, Irony, and Solidarity* mit dem Titel *The Contingency of Language* (Cambridge: Cambridge UP 1989); ferner Verges, Frank G.: *Rorty and the New Hermeneutics*, in: Malachowski, Alan (ed.): *Richard Rorty (Sage Masters of Modern Social Thought)*. Vol. II. London: Sage Publications 2002, 121–135.

[18] Siehe etwa Schurz, Robert: *Negative Hermeneutik. Zur Sozialen Anthropologie des Nichtverstehens.* Opladen: Westdeutscher Verlag 1995, der von einer »Kunst des Nicht-Verstehens« spricht (ebd., 80).

[19] So hält Friedrich Schleiermacher in einer Handschrift um 1819 fest: »Die strengere Praxis geht davon aus, daß sich das Mißverstehen von selbst ergiebt [sic.] und daß Verstehen auf jedem Punkt muß gewollt und gesucht werden.« (*Hermeneutik*. Hrsg. von Heinz Kimmerle. 2. Auflage. Heidelberg: Carl Winter 1974, 82) – In gewisser Vorwegnahme von Paul Ricœurs ›Hermeneutik des Verdachts‹ kann sich Schleiermacher auch wie folgt ausdrücken: Wie die Hermeneutik das »Mißverstehen« zum Ausgangspunkt macht, so die Kritik den Allgemeinen »Verdacht« oder die »Vermuthung, daß das Vorhandene mit der ursprünglichen Thatsache nicht übereinstimmt« (*Sämtliche Werke*, Abteilung I, Bd. 7. Berlin: Hinrichs 1834ff., 283).

Polen also ist die »eigentümliche Offenheit des Verstehens«[20] – als Neu-, Anders-, vielleicht auch Besserverstehen – angesiedelt, zwischen »Verbindlichkeit und Freiheit«[21], zwischen »Vertrautheit und Fremdheit«[22]. Dass Menschen in diesem Oszillieren sich selbst und anderes als sich selbst kaum und nicht in jeder Hinsicht verstehen, heisst eben nicht, dass sie sich nicht verstehen, sondern besagt das Gegenteil: dass sie sich irgendwie schon verstanden haben.[23]

Doch gegen diese Sicht ist prominenter Widerstand laut geworden. Vertreter der so genannten Dekonstruktion wie Derrida oder der Literaturwissenschaftler Harold Bloom befördern das Missverstehen nicht einfach zu einem *methodischen* Ausgangspunkt einer Lehre des Verstehens, sondern vertreten die im obigen Sinn *metaphysische* Generalthese, wonach Verstehen eigentlich ein stetes Missverstehen und Lesen eigentlich ein permanentes *misreading* darstelle.[24] Dieser Zugang kehrt folglich die Basalität des Verstehens gegenüber dem Missverstehen nicht einfach um, sondern ist nahe daran, die sonstige Nebensache zur alleinigen Hauptsache zu erheben. Das Argument insbesondere Derridas scheint folgende Struktur anzunehmen:

Das Verstehen von *X* setzt voraus, dass die Bedeutung von *X* ideal-konstant bleibt, um *X* wiederholen zu können (Problem der Iterabilität);

Die Instanz, die diese Verlässlichkeit verbürgen müsste, ist der Kontext von *X*;

Kontexte sind jedoch invariant und können die Bedeutung von *X* nicht ›erschöpfen‹;

(C1) Also überträgt sich die Invarianz des Kontextes auf die Bedeutung von *X*;

(C2) Also ist das (synchrone & diachrone) Verstehen von *X* nicht möglich (ohne signifikante Bedeutungsverschiebungen).[25]

Nach Derrida zeigt sich in diesen Verschiebungen, die unweigerlich in Missverständnisse übergingen, der durch den Begriff der *différance* angezeigte Zerfall einer Identität des Zeichens; dessen Wiederholung gebiert nun immer neue, bislang unausgeschöpfte Bedeutungen, die in inkompa-

[20] FIGAL, Günter: *Verstehensfragen. Studien zur phänomenologisch-hermeneutischen Philosophie.* Tübingen: Mohr Siebeck 2009, 107; vgl. DERS.: *Gegenständlichkeit*, § 12: *Verstehen*, bes. 120.

[21] FIGAL: *Verstehensfragen*, 113.

[22] GADAMER: *Wahrheit und Methode*, 300.

[23] Vgl. IMDAHL, Georg: *Das Leben verstehen. Heideggers formal anzeigende Hermeneutik in den frühen Freiburger Vorlesungen.* Würzburg: Königshausen & Neumann 1997, 231.

[24] Siehe dazu ZIMA, Peter V.: *Die Dekonstruktion. Einführung und Kritik.* Tübingen: Francke 1994, 191–193; 201–207; TIETZ, Udo: *Hans-Georg Gadamer zur Einführung.* 2. Auflage. Hamburg: Junius 2000, 141f.

[25] Zur Argumentation: DERRIDA, Jacques: *Die Stimme und das Phänomen.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1979, 103f.; DERS.: *Grammatologie.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1983, 105–107; DERS.: *Randgänge der Philosophie.* Wien: Passagen 1988, 300.

tible Sinnzuschreibungen münden und uns ein reziprokes Verstehen suggerieren, sich jedoch *ex post* als Missverständnisse ›outen‹ werden.[26]

Man wird das dekonstruktivistische Anliegen als berechtigtes Korrektiv zu den kognitivistischen Restbeständen (nicht nur) in der Hermeneutik aufnehmen können und dennoch mit dem vorgelegten Argument unzufrieden sein. Diesem Unbehagen kann man entweder im Gestus der Widerlegung von Derridas keineswegs wasserdichten Überlegungen Luft verschaffen (gerade indem man sie zunächst verteidigend stark macht) oder man kann damit unvereinbare, zumeist quasi-transzendentale Gegenüberlegungen anbringen, die aufzeigten, was der Fall sein *muss*, bevor es zu Missverständnissen kommt, oder aber man folgt der obigen Devise, *rein deskriptiv* zu verfahren, sodass an die Stelle des ›metaphysischen Müssens‹ die Beschreibung dessen tritt, was offenbar schon der Fall *ist*, wenn gegenseitiges Verstehen glückt. Schauen wir also noch einmal genauer hin, wie sich dies zwischen Maria und Joseph verhält; drei kleine Szenen:

(1) Wir sahen bereits, dass sich der Disput zwischen unseren beiden Begleitern daran entzündete, was genau unter ›Schöpfung‹ verstanden werden könnte und dass Maria ihrem Gegenüber vielleicht verständlicherweise unterstellte, dass er die ersten drei Kapitel der Bibel gegen astrophysikale oder evolutionstheoretische Erwägungen in Stellung bringen wolle. Joseph stellten wir uns daraufhin als jemanden vor, der nun alle kommunikativen Register zieht vom direkten Einspruch bis zur indirekten Mitteilung einer dann aufgelösten Täuschung, um Marias Missverstehen abzubauen und ihr zudem einsichtig zu machen, dass für ihn das Sprachspiel der Schöpfung keinen explanatorischen Wert in Opposition zur hypothesengeleiteten Naturwissenschaft annimmt, sondern einen lebensorientierenden Ausdruck seines gläubigen Selbstverständnisses darstellt.

Schon diese ausbaufähige Erinnerung verdeutlicht, wie viel Verstandenes sowohl im Umkreis von Marias Missverstehen, als auch im Zuge Josephs Klärungsversuche explizit oder unausgesprochen mitläuft. Beide finden sich in einem gemeinsam geteilten kulturellen Kontext wieder, in dem Debatten der berichteten Art als überhaupt sinnhaft erfahren werden und Konzepte wie ›Schöpfung‹ und ›Evolution‹ über einen hinreichend stabilen ›Sitz im Leben‹ verfügen. Beide haben schon immer auf diesem »Lebensteppich«[27] Platz genommen, der mit einem komplizierten Geflecht

[26] Interessant ist Gadamers diesbezügliche Reaktion auf Derrida, zumal die für problematisch befundene Wiederholung nun nach Gadamer gerade die ›Stabilisierung der Sinneinheit‹ stiftet: GADAMER, Hans-Georg: *Sprache und Verstehen*, in: *GW* Bd. 2. Tübingen: Mohr Siebeck 1986, bes. 197; ferner ebd., 361–372; Bd. 10: *Hermeneutik im Rückblick*. Tübingen: Mohr Siebeck 1995, 138–174. Hilfreich zum Verständnis der Beziehung Gadamer-Derrida: BERNSTEIN, Richard: *The Constellation of Hermeneutics, Critical Theory, and Deconstruction*, in: *The Cambridge Companion to Gadamer*. Ed. by Robert J. Dostal. Cambridge: Cambridge UP 2002, 267–282, bes. 275–281.

[27] WITTGENSTEIN, Ludwig: *Philosophische Untersuchungen* – Teil II, in: *Werkausgabe*, Bd. 1.9. Auflage. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1993, 487–580, 489.

aus Selbst-, Fremd- und Weltverständnis gewoben ist. Denn so wie Maria sich (und ihre Um-Welt) vornehmlich als evolutives Produkt begreift, beschreibt Joseph – ohne diese Deskription in Abrede stellen zu müssen – sich und damit seine Umgebung vorzugsweise in einem anderen Vokabular: Ernsthaft von ›Schöpfung‹ zu reden, verpflichtet ihn geradezu, seine Mitmenschen als Geschöpfe anzusehen mit den dafür spezifischen Handlungsweisen, die sich in vielerlei Hinsichten von Marias ebenso geregeltem Weltzugang unterscheiden mögen.

(2) Dass sich Maria und Joseph – als zwei sich in Teilen ungleich ›selbst-interpretierende Tiere‹[28] – missverstehen können, liegt folglich trotz noch so grosser Verstehensstörungen an dem immer noch grösseren kommunikativen Gelingen. Wäre dem nicht so, könnten sie zum einen ihre Missverständnisse gar nicht mehr lokalisieren, denn dafür ist zwischen ihnen ein hinreichend ausgeprägtes Einverständnis nötig,[29] zum anderen wäre es ziemlich schlecht um die Möglichkeit, Missverständnisse aufzuklären, bestellt, zumal dafür ebenfalls Verstandenes vorausgesetzt wird. Nun sind jedoch Maria und Joseph fähig, ihr Missverständnis zumindest im Nachhinein zu lokalisieren, und offenbar spricht nichts Prinzipielles dagegen, dass Joseph die Klärung des besagten Disputes gelingen könnte; also kommt dem Verstehen ein lebensweltlicher (nicht unbedingt ein methodischer) Vorrang zu.

(3) In einer möglichen Version ihrer Begegnung malten wir uns aus, wie es wäre, wenn sich Maria derart ihres Gegenübers überdrüssig zeigte, dass sie Joseph gar nicht mehr verstehen wollte und dieser wiederum sich kaum anders zu helfen wüsste, als eben die fälschliche Unterstellung Marias offenherzig zuzugeben, um die kathartische Wirkung zur Klärung des Missverstehens auszunutzen. Beides aber – das beabsichtigte Nichtverstehen und das vorübergehend herbeigeführte Missverstehen – sind die Ausnahme, keineswegs die Regel. Maria und Joseph könnten sich nicht vornehmen, diese zeitweise Strategie zur Dauer-›Lösung‹ umzufunktionieren. Ihre Kommunikation ist offenbar *per se* auf Verstehen und Verstanden-Werden angelegt; nähme man sich das Gegenteil vor, setzte dies – um es überhaupt probehalber durchzuhalten – voraus, dass man Vieles antizipierend versteht, um missverstanden werden zu können. Doch so leben wir nicht – und so wir können auch gar nicht leben (wollen).

Ich hoffe, dass durch diese drei Anekdoten zumindest durchschimmert, was etwas technischer unter dem Etikett einer an Heidegger, Gadamer und Wittgenstein orientierten ›Lebensweltthermeneutik‹ verhandelt wird. Hin-

[28] Diese Wendung von Charles Taylor weist in der Tradition Heideggers darauf hin, dass Selbstinterpretation ein wesentlicher Teil unserer Existenz ist: TAYLOR, Charles: *Self-interpreting animals* [1985], in: DERS.: *Human Agency and Language. Philosophical Papers 1.* Cambridge: Cambridge UP 2005, 45–76, hier 65.

[29] Vgl. KÜNNE: *Verstehen und Sinn*, 4, 16.

ter (1) steht deren *emphatischer Verstehensbegriff*, welcher nicht mehr primär am Verstehen als einer schrittweisen Methode, sondern als einer einheitsstiftenden Weise des Daseins selbst interessiert ist. Der sich schon immer irgendwie verstehende Mensch *ist* dieses Verstehen, welches stets verstehend auf etwas aus ist: »Im Verstehen liegt existential die Seinsart des Daseins als Sein-können«, so Heidegger zusammenfassend.[30]

Hinter (2) liegen insbesondere Wittgensteins Erwägungen zum Verhältnis von Zweifel und Gewissheit (im Gegensatz zum Wissen), wobei er herausarbeiten kann, dass erst dort, wo etwas *de facto* gewiss ist, der Zweifel beginnen kann; nur in einer von unhinterfragten (nicht: unhinterfragbaren) Selbstverständlichkeiten durchzogenen Lebenswelt kann sinnvoller Zweifel seinen Ort haben; in Wittgensteins Worten:

> »Wer an allem zweifeln wollte, der würde auch nicht bis zum Zweifel kommen. Das Spiel des Zweifelns selbst setzt schon die Gewißheit voraus.«[31]

Hinter (3) schliesslich steht die Beobachtung, dass wir uns – auf lange Sicht – kommunikativ wohlwollend dem anderen (und uns selbst gegenüber) verhalten. Das so verstandene *Prinzip der Nachsicht*[32] erweitert damit den Bereich des provisorisch Verstandenen, weil es bei dem Versuch, *X* zu verstehen, nun nicht allein darum geht, dass *X*s Kontext *K* tatsächlich verstanden ist (geschweige denn ›richtig‹ oder ›wahr‹ ist), sondern in wohlwollender Nachsicht unterstellen wir, dass klar wäre, was *K* meint bzw. dass *K* der Fall ist (was noch einmal zu unterteilen wäre in eine Wahrheits- und eine Konsistenzpräsupposition). Wir können daher nicht auf eine hermeneutische Billigkeit verzichten und gleichsam aussteigen aus unserem auf Verstehen angelegten und wesentlich von Verstandenem durchzogenen In-der-Welt-Sein.

Was ist nun mit diesen drei Hintergrundszenarien für unser eigentliches Problem, dem Primat des Verstehens, erreicht? Ein Dreifaches: Erstens stimmt offenbar etwas an Derridas argumentativem Muster nicht. Die dortigen Prämissen (i) und insbesondere (iii) sind viel zu statisch formuliert. Derrida konfrontiert uns dort mit der wiederum unglücklichen

[30] HEIDEGGER: *Sein und Zeit*, 143; bekanntlich bestimmt Heidegger deshalb das Verstehen als »ein fundamentales Existenzial« (ebd., 336). Analog verfährt später Gadamer, sofern er den hermeneutischen Zirkel nicht als eine methodengeleitete Technik bestimmt, sondern als eine *Vollzugsform des Dasein*: GADAMER: *Wahrheit und Methode*, 270–281.

[31] WITTGENSTEIN, Ludwig: *Über Gewißheit*, in: *Werkausgabe* Bd. 8. 6. Auflage. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1994, § 115; vgl. auch Josef Simons Beobachtung, nach der gilt: »Nur *am* Verstandenen, auf der Basis von Gewißheit, kann etwas unverstanden sein. Wir sind ›immer schon‹ in einer verstandenen Welt.« (SIMON, Josef: *Philosophie des Zeichens*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1989, 78).

[32] Zu diesem von Quine und Davidson formulierten Prinzip: ABEL, Günther: *Das Prinzip der Nachsichtigkeit im Sprach- und Zeichenverstehen*, in: AZP 15:2 (1990) 1–18; ferner MCDOWELL, John: *Gadamer and Davidson on Understanding and Relativism*, in: DERS.: *The Engaged Intellect. Philosophical Essays*. Cambridge, MA: Harvard UP 2009, 134–151, hier 135 & 141f.

Alternative, wonach sich entweder semantische Identität ideal-invarianten Kontexten verdankt oder sich die berüchtigte *différance* missverstehensgenerierender Bedeutungsverschiebungen abzeichnet. Es trifft zwar zu, dass der Kontext hinreichend stabil sein muss, um gegenseitiges Verstehen zuzulassen; offenbar *ist* er aber stabil genug, sonst könnten wir uns und unsere Mitwelt gar nicht verstehen – was wir jedoch in bestimmtem Umfang offensichtlich tun: Wir gehen auf diesem schmalen Grat, aber wir gehen. Zweitens – dies deutete sich schon im Vorangehenden an – ist Derridas Behauptung, selbst wenn ihre Prämissen unproblematischer wären, deskriptiv inadäquat; auch die Dekonstruktivisten geben sich metaphysischen Fantasien hin, wenn sie, ohne genau auf die Praxis Acht zu geben, eine Generalthese vorbringen, die uns – wie üblich – die Sicht auf die Phänomene verstellt, anstatt diese sichtbarer werden zu lassen.[33] Was sich zwischen Maria und Joseph abspielt, stimmt mit dem, was Derrida samt Anhängerschaft vorschwebt, schlicht nicht überein. Dies trifft sich, drittens und entlang des metaphysikkritischen Subtextes, mit dem Anliegen, die häufig als (quasi)transzendentale Thesen gelesenen Arbeiten Heideggers und Wittgensteins auch noch dieser ihnen grundsätzlich sympathischen Lesart zu entziehen.[34] Daher bemühte ich ein weiteres Mal die Nacherzählung von Begegnungen des Missverstehens, um zumindest anzuregen, die philosophischen Hintergründe der Szenen (1) bis (3) nicht als ›top-down‹-Generalthesen aufzufassen, sondern als Resultate einer Philosophie, die »wirklich ›rein deskriptiv‹« ist, nicht also als thetischen Vorschlag, um dann den heterogenen Phänomenen Herr zu werden, sondern umgekehrt als deskriptives Ergebnis, welches sich erst der ›hinsehenden‹ Aufmerksamkeit philosophischer »Übersicht« verdankt. Der Primat des Verstehens gegenüber all seinen Hindernissen und Brechungen dürfte – ›bottom up‹ – deutlicher zutage treten.

IV. Vom Umgang mit Missverständnissen

Missverständnisse gelten zumeist als generell zu vermeidende *Störungen*, als kommunikative Hindernisse, welche durch Erklärungen beseitigt werden sollten (1). Darüber hinaus kann dem Missverstehen jedoch auch ein Positivum abgewonnen werden, indem es als *Korrektiv* des Verstehens geschätzt wird (2). Zu dieser kritischen und wohlwollenden Lesart gesellt sich eine *pragmatische*, die sich zunächst das Problem vorlegt, ob es in be-

33 Schon Gadamer hat einen ähnlichen Metaphysik-Vorwurf an Derrida gerichtet: GADAMER, Hans-Georg: *Frühromantik, Hermeneutik, Dekonstruktivismus*, in: DERS.: *GW* Bd. 10. Tübingen: Mohr Siebeck 1999, 125–137, bes. 128.

34 Diese Tendenz sehe ich beispielsweise bei Thomas Rentsch, der sich neuerdings, dies ist mir bewusst, gegen diese Zuordnung zur transzendentalphilosophischen Lesart währt: siehe jedoch RENTSCH, Thomas: *Heidegger und Wittgenstein. Existential- und Sprachanalysen zu den Grundlagen philosophischer Anthropologie.* Stuttgart: Klett-Cotta 1985, bes. Teil 5.1f.

stimmter Hinsicht überhaupt nötig ist, sich um ein Missverständnis zu kümmern (3). Zu diesen möglichen Hinsichten gehört die Frage, in Bezug auf welches *Forum* wir daran interessiert sind, Missverständnissen aus dem Weg zu gehen, bzw. von wem wir – gern – missverstanden werden wollen (4). Gehen wir nun diesen Facetten abschliessend etwas genauer nach.

(Zu 1) Es ist sicher kaum übertrieben festzuhalten, dass sich das Missverstehen gravierender gestaltet als das Nichtverstehen – gravierender in doppeltem Sinn, nämlich hinsichtlich der Konsequenzen, die beide mit sich führen, und in Bezug auf ihre mögliche (Auf)Lösung. Zunächst zu den Konsequenzen: Wenn Maria Joseph zum Zeitpunkt *t* missversteht – so betonte ich bereits mehrfach –, weiss sie zu *t* nicht, dass sie es tut. Würde sie Joseph hingegen nicht verstehen, dann wüsste sie es sehr wohl. Im einen Fall werden nun Folgerungen aus dem in einer bestimmter Weise Verstandenen gezogen, in denen sich das Missverstehen perpetuieren kann, während aus dem gewussten Nichtverstehen vernünftigerweise keine Schlüsse gezogen werden, solange der Fall ungeklärt bleibt. *Die Crux liegt nun aber darin, dass sich Missverständnisse häufig erst darin bemerkbar machen, dass Konsequenzen aus ihnen gezogen werden, die ebenso verquer sind wie die Annahmen, auf denen sie beruhen.* So fragte Maria Joseph, wie er denn seinen Schöpfungsglauben mit Darwins erfolgversprechender Theorie vereinbaren wolle. Joseph wird erst durch diese Frage, die sich selbst der Folgerung aus einem impliziten Schöpfungsverständnis verdankt, allmählich bemerkt haben, dass ihn seine Gesprächspartnerin missversteht. Er wurde dessen nicht direkt gewahr (etwa durch einen verfehlten Begriff von ›Schöpfung‹), sondern indirekt (durch konsistente Folgerungen aus dem vorausgesetzten, aber missverstandenen Schöpfungsbegriff). In solchen Fällen erhält das *principle of charity* eine neue Nuance, weil es nicht allein darum gehen kann, dem anderen darzulegen, dass falsche Folgerungen gezogen worden sind, sondern der Weg wäre zurückzuverfolgen, wie es überhaupt dazu kommen konnte.[35]

Von daher lässt unser gesamter Umgang miteinander eine Suspension des Verstehens angesichts des drohenden Missverständnisses kaum zu; Danken, Bitten, Glauben und vieles mehr sind offenbar allein sinnvoll, wenn das Verstehen den unbestrittenen Primat vor dem Nicht- und vor allem vor dem Missverstehen geniesst (s.o.).[36] Dies gilt umso mehr in einer Wissens- und damit Verstehensgesellschaft, in der einerseits Verstehens-

35 Dazu MÜLLER, Olaf L.: *Misstrauen oder Hoffnung? Protestnote gegen eine pessimistische Regel von Ernst Tugendhat*, in: ZphF 63 (2009) 1, 5–32; ferner TIETZ, Udo: *Sprache und Verstehen in analytischer und hermeneutischer Sicht*. Berlin: Akademie Verlag 1995, 169–184.

36 Dies wird bestritten, wenn als das Leitparadigma nicht mehr Verstehens-, sondern Interpretationsprozesse fungieren: siehe LENK, Hans: *Interpretationskonstrukte. Zur Kritik der interpretatorischen Vernunft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1993; ABEL, Günther: *Interpretationswelten. Gegenwartsphilosophie jenseits von Essentialismus und Relativismus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1993.

prozesse sowie das Zuverstehende pluralisiert werden, in der dadurch jedoch andererseits Missverständnisse fast programmiert sind.[37] Wir kommen an einen Punkt, an dem *Missverständnisse tatsächlich kaum vermeidbar erscheinen, sodass es nicht um deren vorangehenden Ausschluss, sondern weit eher um deren nachfolgende Klärung gehen kann.*

(Zu 2) Dramatisieren sollte man die heraufziehende Wetterfront frostig-missverstehender Kommunikation nun auch nicht. Eine der beiden deeskalierenden Reaktionen bestünde darin, den förderlichen Seiten des Missverständnisses nachzugehen. Was würde fehlen, wenn wir uns nicht mehr missverstünden, nicht mehr missverstehen könnten? Die Vehemenz beabsichtigt-produktiver Missverständnisse ist mehrfach angeklungen, doch die allermeisten Missverständnisse sind unbeabsichtigt – und können dennoch produktiv wirken. Es muss wohl diese Möglichkeit kommunikativen Scheiterns samt ihrer impliziten Drohung des Kommunikationsabbruchs vorliegen, damit das Verstehen nicht in eine allseits vorausgesetzte Gewohnheit übergeht. Beraubt wären wir der heilsamen Notwendigkeit sprachlicher Sensibilität, würde nicht auf dem Spiel stehen, was sich dem Verstehen gerade verdankt – einem Verstehen, das oftmals durch das Missverstehen hindurch gegangen ist. *Missverständnisse lassen sich als der mediale Gefahrenhorizont ansehen, vor dem wir uns überhaupt umeinander verstehend bemühen.*

(Zu 3) Die andere deeskalierende Reaktion bestünde in der schlichten Erkenntnis, dass nicht jedes Missverständnis aufgelöst werden muss; denn wir unterscheiden innerhalb des Meeres unabsehbarer Missverständnisse gewöhnlicherweise verschiedene Grade ihrer Relevanz – ähnlich der selektiven Reduktion (e), die zu Beginn in unserer kognitivistisch anmutenden Liste sprachlicher Fertigkeiten auftauchte. Diese Pragmatik ist vielschichtig, gibt es doch Missverständnisse, die auszuräumen bedeutete, das Risiko nur neuer Missverständnisse einzugehen, bei denen die Chancen auf Entwirrung vielleicht noch trüber aussehen; sodann Missverständnisse, die schlicht unnötig sind, ausgeräumt zu werden, weil ihr Weiterbestehen und ihre Aufhellung auf ganz Ähnliches hinausliefen; und endlich Missverständnisse, die uns unwichtig erscheinen, weil uns nicht alle Adressaten, die uns gerade missverstehen, kommunikativ am Herzen liegen.

Doch der besagte Pragmatismus stösst auch an Grenzen. So bietet sich beim Nichtverstehen einen Möglichkeit, die uns beim Missverstehen weitgehend verschlossen bleibt: *outsourcing*. In zahlreichen Fällen des Nichtverstehens kommt es zur berechtigten Überantwortung von Kompetenzen an Experten. So erkennen wir an, dass wir in technisch-physikalischen Zusammenhängen Spezialisten vertrauen sollten (und müssen), so-

37 Siehe zur Unvermeidlichkeit des Missverstehens sowie des Missverstandenwerdens schon: SCHLEIERMACHER, Friedrich: *Hermeneutik und Kritik*. Hrsg. von Manfred FRANK. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1977, bes. 92.

fern wir selbst den vertrackten Sachverhalt nicht zu überschauen vermögen. *Das Nichtverstehen der Laien wird im besten Fall durch fremde Expertise aufgehoben, sodass mit dem Nichtverstehen ganz häufig eine Suspension des Verstehens einhergeht.* Nicht so beim Missverstehen (schon gar nicht beim Sich-Selbst-Missverstehen), denn dies ist ja von vornherein auf Verstehen angelegt, was wiederum nicht heisst, dass wir stets alle Missverständnisse ausräumen müssten. Doch weil der Umfang dessen, was wir nicht verstehen (können), aus lebenspraktischer Perspektive weit geringer ist als das Potential des Missverstehens, kann es im hiesigen Fall kein analoges *outsourcing* an Spezialisten geben. Die Ignoranz gegenüber dem auf Verstehen angelegten Missverstehen käme uns auf Dauer menschlich äusserst teuer zu stehen – der Preis lautet Einsamkeit.

Zum Abschluss – ein Lob auf das Missverstehen

In glücklichen Fällen sorgen Freunde dafür, dass dieser Preis – wir kommen zu Punkt (4) – nicht unbedingt gezahlt werden muss. Von diesen Freunden sagt Friedrich Nietzsche, man solle ihnen »einen reichlichen Spielraum zum Mißverständniß zugestehen«[38], um mit dieser Empfehlung die Sachlage auf den Kopf zu stellen; denn es wäre doch zu vermuten, dass wir am ehesten in der Freundschaft darum bemüht sein sollten, Missverständnisse gar nicht erst aufkommen zu lassen. Jedoch scheint Nietzsches Umkehrung bereits die Konsequenzen aus der Aussichtslosigkeit dieser Vermeidung zu ziehen, und zwar zugunsten der Freundschaft, die an unvermeidlichen Missverständnissen – und im Kontrast zu Beziehungen *vor* jeder Freundschaft – nicht zerbrechen wird. Es käme nicht darauf an, jegliches Missverstehen freundschaftlich zu umgehen; vielmehr bewährt sich die Freundschaft gerade darin, durch den »reichlichen Spielraum« des Missverständnisses hindurch zu bestehen. Stimmt man mit Nietzsche darin überein, dass es »schwer [ist] verstanden zu werden«, während »unverstanden zu werden« eine ›beleidigend-kalte Gleichmacherei‹ nach sich zöge – »Comprendre c'est égaler« –, bliebe es dem Missverstehen vorbehalten für die freundschaftliche ›Wärme‹ zu sorgen, die eben nicht alles verstehend egalisiert. – Es soll schon einmal ein Paar gegeben haben, das Nietzsches Konklusion hätte bestätigen können; die zwei hiessen Maria und Joseph und hatten einen berühmten Sohn – der Rest der Geschichte, die mit einem grossen Missverständnis begann und im Unverständnis endete, ist bekannt.

[38] Nietzsche, Friedrich: *Nachgelassene Fragmente 1885–1887*, in: *KSA*. Bd. 12, hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Berlin: De Gruyter 1999, 50f. (die folgenden Zitate stammen ebenso aus dieser Passage).

Zusammenfassung
Das Missverständnis wird in Parallele zum Verstehen und in Abgrenzung zum Nichtverstehen als eine mehrgliedrige Relation vorgestellt, wobei sich interessante Asymmetrien zwischen ihnen auftun. Mit Hilfe von Heidegger und Wittgenstein wird dann für den Primat des Verstehens gegenüber dem dekonstruktivistisch promovierten Missverstehen plädiert, um schliesslich auf die nicht auf blosse Vermeidung reduzierbaren Umgängen mit Missverständnissen einzugehen. Mit einem Lob auf das Missverständnis endet diese begriffliche Landvermessung.

Abstract
Misunderstanding is – in accordance with understanding and in partial contrast to non-understanding – presented here as a relation consisting of different elements. In that way, important asymmetries come to the fore. Following Heidegger und Wittgenstein it is argued for the priority of understanding over misunderstanding promoted by deconstructivist accounts. Then, the divergent dealings with misunderstandings beyond the way of just avoiding them will be elaborated, leading to misunderstanding's appreciation.